Israelitische Wochenschrift

Nr. 2. Berlin, 10. Januar 1902. Jahrgang XI.

Jüdische Gemeinde.

Gottesdienst.

Freitag, den 10. Januar, abends 4½ Uhr.

Samstag, den 11. Januar, in der alten Synagoge morgens 8½ Uhr, in der Synagoge Kaiserstraße morgens 9 Uhr, in den anderen Synagogen morgens 9½ Uhr.

Predigten: Alte Synagoge, vorm. 9½ Uhr, Herr Rabbiner Dr. Rosenzweig. Synagoge Lützowstraße, vorm. 10½ Uhr, Herr Dr. Warschauer.

Jugendgottesdienst: Neue Synagoge, nachmittags 4 Uhr, Herr Rabbiner Dr. Stier.

Abendgottesdienst 5 Uhr 3 Min.

Gottesdienst an den Wochentagen: Alte und Kaiserstr.-Synagoge morgens 7 Uhr, in den anderen Synagogen 7½ Uhr; abends in allen Synagogen 4 Uhr.

Montags-Vorlesung

im Saale der Gesellschaft der Freunde
Potsdamerstrasse 9, abds. 8 Uhr.

Am **13.** Januar Herr Sigmar Mehring: Aus meinen Schriften
Einlasskarten à 1 Mark sind beim Eingang in den Saal zu haben.

Nachruf.

Durch das am 24. d. M. erfolgte Ableben des Herrn

Louis Rosenberg

hat die hiesige jüdische Gemeinde den Verlust eines trefflichen Mannes zu beklagen. Seit dem Jahr 1892 im Ehrendienste der Gemeinde thätig, hat der nun Heimgegangene als Mitglied der Kommission für die Friedhofsangelegenheiten und später auch der Kommission zur Unterstützung durchreisender Glaubensgenossen treu und hingebend gewirkt Sein Andenken wird bei uns stets in Ehren bleiben.

Berlin, den 25. Dezember 1901.

Der Vorstand der jüdischen Gemeinde.

Nachruf.

Durch das am 20. d. M. erfolgte Ableben des Herrn

Rudolph Blumenthal

hat die hiesige jüdische Gemeinde den Verlust eines bewährten Mitarbeiters in der Kommission zur Unterstützung durchreisender Glaubensgenossen, welcher der Heimgegangene seit einigen Jahren angehörte, zu beklagen.

Seine ersprießliche Thätigkeit sichert ihm bei uns ein ehrendes Andenken.

Berlin, den 25. Dezember 1901.

Der Vorstand der jüdischen Gemeinde.

Israelitische Wochenschrift

Zeitschrift für die Gesamtinteressen des Judentums.

Nebst dem Beiblatt: Jüdisches Litteraturblatt.

Verantw. Redakt.: M. A. Klausner, Berlin W., Tauenzienstr. 19a. Telephon: Amt IX, Nr. 5567.

Verlag: Arthur Scholem Berlin C., Roßstraße 3. Telephon: Amt I, Nr. 5729. Post-Zeitungsliste Nr. 3794.

Bezugspreis vierteljährlich: Deutschland u. Oesterreich-Ungarn 3,00 Mk. alle anderen Länder 3.50 Mk.

Nr. 2. | Berlin, 10. Januar 1902. | Jahrgang XI.

Erscheint an jedem Freitag, das jüdische Litteraturblatt monatlich einmal. Zu beziehen durch die Post, den Buchhandel oder unsere Expedition.

☛ Die geehrten Abonnenten machen wir darauf aufmerksam, daß wir uns erlauben werden, den Abonnementsbetrag am 15. cr. per Nachnahme zu erheben. Bei vorheriger Einsendung werden 10 Pfg. gespart, da die Postanweisung nur 10 Pfg., die Nachnahme aber 20 Pfg. beträgt.

Die Expedition der „Israelitischen Wochenschrift"
Arthur Scholem
Berlin C.19, Roß-Straße 3.

Für die Redaktion bestimmte Mitteilungen erbitte ich an die Adresse: Berlin W., Tauenzienstr. 19a. M. A. Klausner.

Inhalt.

Die Politik.

(Der Eid.) Das Amtsgericht I in Darmstadt hat vor einiger Zeit in einem Urteil ausgesprochen, daß nach seiner Erfahrung die Bekenner der jüdischen Religion für die Weihe des Eides ein besonderes Maß von Verständnis haben. Die „Kreuzzeitung" hat hieran Anstoß genommen, obwohl ihr so wenig wie uns bekannt ist, welcher spezielle Anlaß das erwähnte Gericht zu seiner Aeußerung bestimmt hat. In einer Polemik gegen ein anderes Blatt sagt sie:

„In jüdischen Kreisen mag ja oft versichert worden sein, daß die Juden es mit dem Eid überaus genau nehmen. Vielleicht ist diese Versicherung in Bezug auf die Juden im deutschen Westen nicht unzutreffend. Wir wollen das dahingestellt sein lassen. Von den Juden im deutschen Osten dagegen läßt sich nicht gerade sagen, daß sie es mit dem Eid überaus genau nehmen, vielmehr wird man ihnen immer ein gewisses Mißtrauen entgegenbringen müssen, namentlich dann, wenn sie in die Lage kommen, in einem Streit zwischen einem ihrer Glaubensgenossen und einem Christen Zeugnis abzulegen."

Wir lassen gelten, daß die „Kreuzzeitung" trotz der Statistik nicht gern hört, die Juden nähmen es mit dem Eid überaus genau. Wir würden auch gelten lassen, daß sie für den rechten Christen genau das gleiche Zeugnis in Anspruch nimmt, wie es hier den Juden ausgestellt ist. Wir würden ferner begreiflich finden, daß die „Kreuzzeitung" einen völlig unsubstantiierten Unterschied zwischen den Juden im deutschen Westen und denen im deutschen Osten ganz willkürlich aufstellt, denn die Verlegenheit entschuldigt manches. Wenn sie aber generell sagt, daß man den Juden im deutschen Osten hinsichtlich ihres Eides „immer ein gewisses Mißtrauen wird entgegenbringen müssen, namentlich dann, wenn sie in die Lage kommen, in einem Streit zwischen einem ihrer Glaubensgenossen und einem Christen Zeugnis abzulegen", so ist das eine ganz unerhörte Pauschal-Verleumdung.

In ihrer Polemik erwähnt die „Kreuzzeitung" auch den Fall, daß ein Gerichtshof dem Diensteid eines Zeugen größeres Gewicht beilegt, als der vereideten Aussage eines anderen Zeugen. Ganz abgesehen davon, daß es in Deutschland seit 1879 eine Berufung auf den „Diensteid" vor Gericht nicht mehr giebt, beweist die „Kreuzzeitung" durch diese Bemerkung, daß ihr der Unterschied zwischen dem promissorischen und dem assertorischen Eid noch nicht aufgegangen ist. Der promissorische Eid ist ein Gelöbnis und hat nur Namen und Form des Eides (Verfassungseid, Diensteid, Treueid u. s. w.);

der assertorische Eid ist eine feierliche Wahrheitsbekundung (Zeugeneid).

Welchen Zweck die Darlegung der „Kreuzzeitung" hat, nämlich den der Verhetzung auf der Grundlage der ungreifbaren Unterstellung, zeigt der Schluß ihrer Ausführung, der lautet:

„So erklärt sich auch die merkwürdige Thatsache, daß in gewissen Stadtverwaltungen, wo Freisinn und Demokratie die Herrschaft führen, vorzugsweise Juden zu den leitenden, angenehmen und einflußreichen Stellungen berufen werden. Nominell stehen zwar zumeist Christen als Bürgermeister an der Spitze, aber nur nominell. Nachgerade gehen selbst dem unentwegtesten Demokraten nichtjüdischer Art die Augen darüber auf, daß in den freisinnigen Stadtverwaltungen wie in den freisinnigen und demokratischen Parteien nicht immer demokratische und freisinnige Grundsätze maßgebend sind, sondern daß jüdische Interessen, wo sie auch nur entfernt berührt werden, unter allen Umständen auf Berücksichtigung rechnen können."

Dem Naiven drängt sich hier die Frage auf: „Wie kommen die Rüben in den Sack?" Wer weniger naiv ist, der weiß, daß die „Kreuzzeitung" — ad usum delphini schreibt.

* * *

(So sind sie Alle.) Der Kaufmann Landecker aus Tölitz gehört zu den Glaubensgenossen, die unter den „wissenschaftlichen" Vorträgen des Pfarrers Krösell-Kloxin über die Mordslüge persönlich zu leiden hatten. Er wandte sich an das Konsistorium und an den Oberkirchenrat mit der Bitte, diese möchten dem genannten Geistlichen das weitere Auftreten untersagen. Der Bitte wurde Folge gegeben; wegen der Form aber, in die die Bitte gekleidet war, erhob Herr Krösell Klage, und Herr Landecker wurde zu 50 M. Geldbuße verurteilt. Die Prozeßverhandlung, die in Stargard in Pommern geführt wurde, hatte Ergebnisse, die für uns nicht überraschend, aber ganz interessant waren. Herr Krösell wurde nämlich als Zeuge geladen und konnte unter dem Zwang des Eides nicht ausweichen. In den Händen des Verteidigers des Herrn Landecker war das Stenogramm eines Krösellschen Vortrags, und der Herr Pfarrer mußte einräumen, Aeußerungen im höchsten Grad aufreizender Art gethan zu haben, die auch eine Kritik des Konitzer Gerichtshofs enthalten. Pfarrer Krösell hatte ferner seine Berechtigung, über Ritualmord zu sprechen, damit begründet, daß er als Theologe die hebräische Sprache beherrsche und daher über den Talmud sich ein Urteil zu bilden imstand sei. Als aber der Verteidiger ihm die Frage vorlegte, ob er befähigt sei, den Talmud und den Schulchan Aruch zu lesen, wollte der Herr Pfarrer die Antwort verweigern. Erst auf Drängen des Vorsitzenden bequemte er sich zu dem Geständnis, daß er seine talmudische Weisheit nicht aus dem Talmud selbst, sondern aus den Schriften von Eisenmenger, Ecker u. s. w. geschöpft habe. Diese Schriften wurden sodann von dem von der Verteidigung als Sachverständigen geladenen Rabbiner Dr. Silberstein ins rechte Licht gestellt.

Herr Krösell ist der typische „Gelehrte" des Antisemitismus. So sind sie Alle — Alle ohne Ausnahme.

* * *

(Der Censor in der „Kreuzzeitung".) In der Redaktion der „Kreuzzeitung" sitzt ein Cato Censorius, der sich die Aufgabe gestellt hat, die ihm mißfallenden Blätter auf Ungebührlichkeiten durchzusehen und diese festzunageln. Dieser Cato schreibt:

„Im Inseratenteil der in Kolberg erscheinenden freisinnigen „Zeitung für Pommern" stand kürzlich folgendes Gedicht:

„Senkst du dich auf Zephirschwingen
Nieder, hehre, heilge Nacht!
Hör ich Aeolsharfen klingen,
Halten Engel ringsum Wacht!
Andachtschauernd liegt zu Füßen
Ihres Gottes heut die Welt,
Weil ein göttlich Kind mit süßem
Friedenslächeln Einzug hält.
Balsam träufelts in die Wunden,
Die des Daseins Kampf uns schlägt,
Läßt zu höhrer Kraft gesunden,
Wer des Schmerzens Bürde trägt,
Alle Menschen sind heut Brüder
An der Liebe Jubelfest,
Seinen Brudergruß drum wieder
Wilhelm Cohn euch bieten läßt."

Die „Deutsche Zeitung" fragt dazu: „Ob bei diesem Brudergruß nicht auch das Herz eines freisinnigen Lesers von Unbehagen durchschauert wird?" Wir glauben, daß das Blatt sich irrt; im günstigsten Fall wird er es „nicht eben geschmackvoll" finden."

Wir nehmen an, daß die „Kreuzzeitung" und ihr Censor in ihrem Herzen „von Unbehagen auch durchschauert wären", wenn der Urheber des angeführten Brudergrußes nicht Wilhelm Cohn, sondern Christian Schulze hieße.

* * *

(Herr v. Gerlach über die gutgekleideten Antisemiten.) In der von dem Pastor Friedrich Naumann herausgegebenen nationalsozialen Wochenschrift „Die Zeit" veröffentlicht H. v. Gerlach einen Artikel „Die Bestie", in dem er den Grafen Pückler-Kleintschirne als ein Mischerzeugnis von religiösem Fanatismus und von aufregender Lektüre erscheinen läßt, den vielleicht auch unliebsame persönliche Erfahrungen dazu veranlaßt haben, in der bekannten Weise aufzutreten. Für einen Redner im volkstümlichen Sinn hält ihn Herr v. Gerlach keineswegs. „Pückler leierte vielmehr eine wörtlich auswendig gelernte Rede fast ausdruckslos herunter." Groß ist der genannte Graf nach der Charakteristik, die Herr v. Gerlach von ihm entwirft, nur im Schimpfen. Graf Pückler „improvisiert nie, er recitiert", so versichert Herr v. Gerlach, und er fügt hinzu: „der Graf faßt keinen Juden am Kragen, er läßt keinen jüdischen Aasgeier fliegen, er vergießt keinen Tropfen jüdischen Bluts, ohne sich tagelang vorher auf diese feierlichen Akte vorbereitet zu haben". In der Verquickung religiöser Momente mit seinem wilden Judenhaß liegt nach der Versicherung des Herrn v. Gerlach für den nüchternen Zuhörer etwas „blasphemisches". „Aber die Masse der voreingenommenen Zuhörer", so fährt er in seiner Erörterung fort, „wird gerade durch die Zusammenschweißung von Judenhaß und religiöser Inbrunst fanatisiert". „Deshalb irren die Herren Polizeileutnants, wenn sie vor Gericht aussagen, daß die Versammelten die Ausführungen durchwegs nicht ernst nehmen." Herr v. Gerlach ist vielmehr auf Grund seiner außerordentlich zahlreichen, in Volksversammlungen

gewonnenen Beobachtungen der Ansicht, daß der — „idealistische“ Graf in seinen Hörern nur die niedersten Triebe auslöst. Der Verfasser schließt seinen Aufsatz mit folgenden Worten: „Ich habe mehr als 1000 Versammlungen mitgemacht. Aber nie habe ich so den Eindruck der menschlichen Bestialität erhalten wie in diesem Kreise der gut gekleideten Antisemiten Berlins.“

Herr v. Gerlach hat dem Antisemitismus nahe genug gestanden, um ihn zu kennen.

* * *

(Aus der bayerischen Kammer der Reichsräte.) Wie erinnerlich hat die bayerische Abgeordnetenkammer vor Kurzem folgenden Antrag Heim über die Zulassung von Israeliten zur Justizverwaltung angenommen: „An die königliche Staatsregierung die Bitte zu stellen, Israeliten möglichst nur im Verhältnis der israelitischen Bevölkerung zur Gesamtbevölkerung in der Justizverwaltung aufzunehmen.“ — Der Finanzausschuß der Kammer der Reichsräte hat dagegen auf Antrag des Referenten Ritters v. Maffei beschlossen, über jenen Beschluß der Abgeordnetenkammer zur Tagesordnung überzugehen.

Zum Wochenabschnitt.

Von Rabbiner Dr. B. Seligkowitz-Cöthen.

Die moderne Weltanschauung hat keinen Raum für das Wunder mehr — so wird im Namen der Philosophie, der Naturwissenschaft, der gesamten heutigen Bildung versichert, und diese Behauptung findet ungeteilten Beifall. Die Haltung des aufgeklärten Publikums gegen das Wunder ist nicht mehr die des Zweifels, sondern des absprechenden, spöttischen Unglaubens. Denselben Standpunkt teilt die negative Theologie. Der Streit über das Wunder gilt hier als längst entschieden, und man ist nur noch beschäftigt, in der historischen Kritik der biblischen Bücher die Folgerungen daraus zu ziehen. Schon de Wette sagt im Hinblick auf das alte Testament: „Wenn es für den gebildeten Verstand entschieden ist, daß solche Wunder nicht wirklich geschehen sind, so fragt sich, ob sie vielleicht den Augenzeugen und den Teilnehmern der Geschichte so erschienen sind? Aber auch dies muß man verneinen, sobald man nur die Erzählungen etwas genauer ansieht. Denn es fehlt darin ganz jene Subjektivität der Ansichtsweise, die den Schlüssel des Wunderbaren enthielte. Und soweit ist schon das Resultat gewonnen, daß die Erzählung nicht gleichzeitig oder aus gleichzeitigen Quellen entnommen ist“. . . Seit der Tübinger Schule wird dieser Grundsatz rücksichtslos angewendet und jede andere Behandlungsweise der heiligen Schrift für unwissenschaftlich erklärt.

Unter solchen Umständen ist das, was man sonst Einleitungswissenschaft nannte, nämlich die Frage nach Authentie und Abfassungszeit der einzelnen Bücher, Gestalt des Textes, Entstehung des Kanons, der eigentliche Mittelpunkt der modernen Theologie geworden, auf den sich das ganze Interesse konzentriert. Dabei dreht sich der Streit nur darum, wie man die Abfassungszeit der erzählten Begebenheiten herabsetzen könne, und wieviel nach dem natürlichen Zusammenhang der Dinge begreiflich genug erscheint, um allenfalls noch als echte historische Ueberlieferung gelten zu können. Daß hierbei lediglich subjektiver Geschmack und Neigung den Ausschlag giebt, liegt in der Natur der Sache. Wer einen Begriff hat von dem Umfang dieser Untersuchungen mit ihrem ungeheuren gelehrten Apparat, ihrer Musterkarte von Hypothesen, Konjekturen, Behauptungen oder gar gesicherten Resultaten, die doch alle nur einen rein akademischen Wert haben, der weiß, daß er hier vor einem Labyrinth steht mit der Ueberschrift: „Laßt alle Hoffnung hinter euch!“

Es kann deshalb gegenüber der Bibelkritik gar nicht oft und eindringlich genug wiederholt und hervorgehoben werden, daß die biblischen Bücher zunächst nicht einem historischen Interesse ihre Entstehung verdanken, sondern in erster Linie aus einem religiösen Interesse hervorgegangen sind. Auf diesem Umstand beruht die Stärke der Bibel. Denn in keinem andern Buch der Welt findet sich ein solcher Reichtum von Gedanken, die aus tiefer Frömmigkeit, kindlicher Gottesfurcht, heiliger Begeisterung entsprungen sind; in keinem andern Buch treten die irdischen Rücksichten, die profanen Absichten und weltlichen Beweggründe so sehr in den Hintergrund, wie in diesem Buch.

Wer lediglich den Maßstab des nüchternen, prüfenden Verstands an religiöse Schöpfungen anlegt, der bemißt sie mit einem Richtmaß, das ihnen fremd ist; er ist darum ungerecht und es ist eine unvermeidliche Folge seines einseitigen Standpunktes, daß er sie nicht zu würdigen versteht. Von dem unschätzbaren Wert, den ein solches Buch noch immer für die Wissenschaft hat, weil es dem Messer der Kritik und den mikroskopischen Untersuchungen der Sprach- und Altertumsforschung stets neue und interessante Beschäftigung gewährt, hat das Volk keinen Begriff. Es weiß mit einem Kadaver nichts besseres anzufangen, als ihn zu begraben. Liegt nicht z. B. ein tiefer Sinn, liegt nicht eine achtungswerte Pietät darin, wenn ein Volk die Helden seiner Religion, die Gründer seiner Kultur, seine Vorbilder im Leben, im Glauben, in seiner Sitte mit dem Glanz der Wundersage umgiebt? Es ehrt sie mit dem Besten, was es hat, mit seinem frommen Gemüt, mit seiner begeisterten Phantasie, mit der Inbrunst seiner gottgläubigen Poesie.

So hat die Phantasie das Leben Moses mit einem blühenden Sagenkranz geschmückt. Der wissenschaftliche Forscher wird die Geschichte scharf von der dichterischen Ausschmückung sondern. Allein der religiöse Mensch, wenn er nicht anders seinen Geist durch Ueberkultur verdorben hat, wird sich auch heute noch an den Bildern und Sinnbildern der Erzählung erfreuen und erbauen. Und auch sie werden dazu dienen, ihm das Wesen und den Charakter der geschilderten Thatsachen und Personen deuten zu helfen. Es ist nicht wahr, daß wir auf diesem Boden bloßer religiöser Erdichtung begegnen. Der Volksgeist dichtet nicht ins Leere und Blaue hinein, die urgeschichtlichen Heldengestalten sind wohl wie altes Gemäuer von dem Epheu der frommen Volksdichtung umwunden; aber durch den grünen Vorhang blickt das ursprüngliche Lebensbild immer noch erkennbar hervor. — Das Charakterbild Moses läßt sich aus der keusch verhüllenden Dichtung noch gar wohl herausschälen. Ursprünglich ein ungebändigter Feuergeist, dann in der Schule der Prüfung ge-

läutert, später zum Felsenmann im Kampf mit den Hindernissen geschminkt, aber auch ein Dulder, in Leiden und Nöten erprobt, zuletzt ein Gesetzgeber, der für Jahrtausende gearbeitet, vom Fuß bis zum Scheitel ein Glaubensmann, der im Vertrauen auf Gott und dessen heiligen Willen ein unsterbliches Werk vollendet — das war Mose. Gott erschien ihm im brennenden Dornbusch — ein freundliches Sinnbild des Lichts göttlicher Wahrheit, dessen Strahlen nicht verzehren, sondern beleben, sein Stab verwandelt sich in eine Schlange; das Nilwasser wird durch ihn zu Blut; auf seinen Wink brechen entsetzliche Plagen über das götzendienerische Egypten und seinen despotischen König herein. Verderbliche Naturereignisse sind damit unverkennbar in das Licht der religiösen Betrachtungen gestellt. — Die verständige Prüfung zeigt uns eine Reihe von Mittelursachen auf, die die religiöse Betrachtung verschweigt. Wir wissen, daß in trockenen Jahren der Nil noch immer faules Wasser mit sich führt; Ungeziefer, Seuchen, verheerende Krankheiten werden noch immer in dem Nilland von Zeit zu Zeit zur Landplage, ohne daß eine übernatürliche Einwirkung dabei stattfindet. Und dennoch trägt die ganze Darstellung der Bibel den Stempel der Wahrheit in sich; denn kein König wird ein dienstbares, nützliches Volk freiwillig entlassen, und zur eigenen Erkämpfung ihrer Freiheit wären die Hebräer nicht imstand gewesen. Die in der Bibel erzählte Ursache ist also die natürlichste. Dennoch wären die Plagen gewiß nicht mit der gewaltsamen Zurückhaltung in Verbindung gebracht worden, wenn sie nicht als Strafen dafür verkündet worden wären, und zwar im voraus; denn sind wir überhaupt religiös gestimmt, anerkennen wir das Walten Gottes über den Ordnungen der Natur und den Schicksalen der Menschen und der Völker, ist uns die Geschichte der Menschheit mehr als das Spiel eines verworrenen Zufalls, dann können wir doch unmöglich bei der blos profanen oder naturgesetzlichen Betrachtung stehen bleiben; dann nötigt uns das Gewissen, die letzten Erfolge auf die höchste Ursache zurückzuführen.

Ein Mann wie Mose ist in der That eine wunderbare Erscheinung. Durch den Hirtenstab, den er mit Hilfe seiner Geisteskraft und seiner Charakterstärke in einen Herrscherstab verwandelt hat, ist er zum Wunderthäter nicht nur für sein Volk, sondern auch für die Menschheit geworden. Er hat größeres geleistet, als wer Wasser in Blut umzaubert, oder mit Ungeziefer und Seuchen Götzendiener schreckt. Er hat sein in Armut, Niedrigkeit, Knechtssinn versunkenes Volk in eine wohlhabende, gerechte, unabhängige Nation verwandelt; er hat seinem Volk den Geist der Tapferkeit, der Freiheit, der Gesittung, der Gottesfurcht eingeflößt; er hat ihm mit unverwüstlicher Kraft eines weltgeschichtlichen Charakters einen unauslöschlichen Stempel aufgedrückt und eine ehrenvolle Stellung in der Geschichte für immer gesichert.

Mag daher die verständige Natur- und Weltbetrachtung in der Wissenschaft ganz an ihrem Platz sein und wollen wir von der strengen, exakten Beweisführung uns da auch nicht das Geringste abdingen lassen, so hat die religiöse Betrachtung doch neben dieser auch ihr volles Recht; und dieses vor Beeinträchtigung zu wahren, ist eine dringende Pflicht.

Der Oldenburger Lehrerstreit.

Uns gehen nachstehende Eröffnungen zu, die den „Fall Herzberg" in Oldenburg betreffen:

„An den
löbl. Vorstand des Verbandes deutscher Lehrervereine.

Nachdem wir, die wir nicht unter dem Landrabbinat Oldenburg stehen, uns der Mühe unterzogen haben, die im Verbandsorgan gegen den Landrabbiner Dr. Mannheimer in Oldenburg in mehreren Artikeln erhobenen Beschuldigungen auf ihre Richtigkeit persönlich zu prüfen, sind wir zu der Ueberzeugung gelangt, daß dem Herrn Landrabbiner Dr. Mannheimer durch die genannten Artikel ein schreiendes Unrecht zugefügt worden ist. Dr. Mannheimer ist in ungerechter Weise angegriffen worden und jeder Verteidigung wurde trotz der dringenden Befürwortung des Redakteurs Leßmann vom Sekretär des Verbandsorgans die Aufnahme verweigert. Eine Klarstellung von Seiten des ältesten Lehrers aus dem Herzogtum Oldenburg, Kollege Löwenstein-Jever, zugleich zweiter Vorsitzender der Bezirkskonferenz Emden-Oldenburg-Bremen, wurde einfach nicht aufgenommen; von der Erwiderung des Synagogen-Vorstands in Oldenburg sind einzelne Sätze aus dem Schriftsatz herausgerissen und zerpflückt worden. Unser Gerechtigkeitsgefühl sträubt sich gegen eine solche parteiliche Handlungsweise, umsomehr, nachdem wir zur wahren Kenntnis der Sache gelangt sind, der Handlungsweise des Landrabbiners Dr. Mannheimer im Fall Herzberg auch nicht den geringsten Vorwurf machen können.

Wohlthuend berührt es deshalb, daß Redakteur Klausner in Berlin sich vorher auf beiden Seiten informiert und sein eignes Urteil gebildet hat; es war dies die einzig korrekte Art in der Behandlung dieser Frage.

Wir bitten daher den löbl. Vorstand des Verbands Jüdischer Lehrervereine, dafür Sorge tragen zu wollen, daß auch Herrn Dr. Mannheimer, der ebenfalls Mitglied dieses Verbands ist, volle Gerechtigkeit zuteil wird, indem der Vorstand die Aufnahme untenstehender mit unserer Namensunterschrift versehenen Erklärung im Verbandsorgan erwirkt, um hierdurch einem unvermeidlichen Konflikt zwischen dem Lehrer- und dem Rabbiner-Verband vorzubeugen.

Ergebenst
Lehrer Apt, Emden. Hauptlehrer Selig, Emden.
Lehrer Strauß, Papenburg. Lehrer Meyer, Wilhelmshaven.
Lehrer Herzfeld, Lage. Lehrer Klein, Norden.
Lehrer Popper, Lingen. Lehrer Speier, Sögel."

Genannte Orte, Dezember 1901.

*

Erklärung.

„Nachdem wir unterzeichneten Lehrer, die in nächster Nähe des Großherzogtums Oldenburg wohnen und nicht zum Landrabbinat Oldenburg gehören, persönlich uns von der Sachlage im „Fall Herzberg" überzeugt haben, fühlen wir uns im Interesse der Gerechtigkeit verpflichtet, folgendes öffentlich zu erklären:

1. Die Behauptung im Verbandsorgan, daß Herr Dr. Mannheimer lehrerfeindlich gesinnt sei, ist eine direkte Unwahrheit. Seit vielen Jahren haben wir Gelegenheit

zu beobachten, wie Herr Dr. Mannheimer stets für das Wohl der Lehrer in jeder Hinsicht besorgt ist. Selten hat ein Rabbiner soviel für die Sicherstellung und Hebung der sozialen Lage seiner Lehrer gethan, wie gerade Herr Dr. Mannheimer. Ihm ist das Gesetz betr. lebenslängliche Anstellung, ihm ist das Lehrerpensionsgesetz zuzuschreiben, dessen Segnungen sogar die Religionslehrer genießen. Nie ist uns eine Klage über Lehrerfeindlichkeit des Herrn Dr. Mannheimer zu Ohren gekommen.

2. Es ist wahr, daß Herr Dr. Mannheimer in früheren Jahren mehrfach geäußert hat, Herrn Herzberg nicht wieder zu bestätigen — und er hatte allen Grund dazu — ja, er hat sogar Herrn Herzberg mehrfach auf andere Stellen aufmerksam gemacht, zu deren Erlangung er ihm behilflich sein wollte, — es ist aber auch ferner wahr, daß Herr Dr. Mannheimer als die Zeit herannahte, da Herzbergs Kontrakt ablief, sich nicht zu dessen Absetzung entschließen konnte und alles aufbot, aus Menschlichkeitsgründen ihn zu halten.

3. Herrn Herzberg wurde ohne Kürzung seines seitherigen Gehalts und unter Beibehaltung seiner Amtswohnung die Stelle als zweiter Lehrer in Oldenburg und Wanderlehrer, welche letztere er früher auch inne hatte, angeboten, die er nach unserer Auffassung ohne Bedenken hätte annehmen können, und die er unbegreiflicher Weise ausschlug.

4. Herzberg hat sich sein Schicksal selbst zuzuschreiben resp. denjenigen, die ihm zu seiner Haltung geraten haben.

Lehrer Apt, Emden. Hauptlehrer Selig, Emden.
Lehrer Strauß, Papenburg. Lehrer Meyer, Wilhelmshaven.
Lehrer Herzfeld, Lage. Lehrer Klein, Norden (zu Punkt 1).
Lehrer Popper, Lingen. Lehrer Speier, Sögel."

Genannte Orte, Dezember 1901.

Zwei wackere Vorkämpfer der Juden-Emanzipation christlicher Konfession.

Eine Säkular-Erinnerung.

Von Dr. Adolph Kohut.

Nachdruck verboten.

Nie sollte das moderne Judentum die schöne, aber so selten geübte Tugend der Pietät vergessen, und zwar nicht allein gegen das Andenken hochverdienter Glaubens- und Stammesgenossen, sondern auch gegen Andersgläubige, die sich Israels zu einer Zeit angenommen haben, da die Zahl unserer Feinde so groß war, wie Sand am Meer, und die Philister ringsum mit vereinten Kräften über den geschwächten Simson einherfielen . . . Leider ist jene Zeit noch keineswegs ein überwundener Standpunkt.

Der vergangene Monat brachte uns das Gedächtnis von zwei edlen christlichen Wohlthätern des Judentums in Erinnerung, die es wohl verdienen, daß wir noch in der Gegenwart ihren Ruhm verkünden und uns vor ihrem Genius dankbar verneigen; der eine ist der vor 150 Jahren — am 11. Dezember 1751 — geborene Schriftsteller und Kriegsrat Christian Wilhelm von Dohm, und der zweite ist der vor 100 Jahren — am 13. Dezember 1801 — geborene Politiker Hermann von Beckerath. Beide haben in Wort und Schrift die Judenfeinde zu Paaren getrieben, sie Beide haben selbstlos und erfüllt von den Idealen des Schönen, Guten und Edlen für die Parias, die Enterbten der Menschheit, für den „Ewigen Juden", ihre gewichtigen Stimmen erhoben und Beide haben, unbekümmert um das Toben der blöden Menge und des Gesinnungslumpentums in höheren und niederen Regionen, wesentlich dazu beigetragen, die Frage der Juden-Emanzipation im Sinn der Gerechtigkeit und Vorurteilslosigkeit regeln zu helfen.

Auf die wissenschaftliche und Gemütsentwickelung Christian Wilhelm von Dohms hatten liberale Männer, wie z. B. Wilhelm von Humboldt, wichtigen Einfluß. Seine politische Laufbahn begann er als Registrator beim Geheimen Hauptarchiv in Berlin und wurde schließlich Kriegsrat und Gesandter. Er entwickelte eine außerordentlich fruchtbare literarische Thätigkeit, die sich wesentlich auf geschichtlichem Gebiet bewegte. Seine namhaftesten Werke in diesem Genre waren: „Die Lüttticher Revolution im Jahr 1789 und das Benehmen Sr. K. Majestät bei derselben", „Der deutsche Fürstenbund" und „Denkwürdigkeiten meiner Zeit". Namentlich das letzte Werk zeichnet sich durch eine Fülle von Kenntnissen, Scharfblick und echt staatsmännisches Urteil aus.

Ein lauterer und edler Charakter, kämpfte er auch für die Rechte und Freiheiten des unterdrückten jüdischen Volksstamms in einer vor 120 Jahren erschienenen Schrift, die damals das größte Aufsehen erregte und ihres gesunden, anregenden und belehrenden Inhalts wegen noch heute sehr lesenswert ist. Sie wurde für die Emanzipation der deutschen Juden von größtem Einfluß, da sich einerseits der Logik und den Beweisgründen des Verfassers niemand entziehen konnte, und andererseits in Anbetracht der allgemein geachteten Stellung des Staatsmanns nicht allein in Deutschland, sondern in ganz Europa sein Wort gewaltig in die Wagschale der öffentlichen Meinung fiel.

Das Buch betitelt sich: „Ueber die bürgerliche Verfassung der Juden". (Berlin und Stettin, bei Friedrich Nicolai 1781, in zwei Bänden.)

In dem Vorwort zu dem Buch erörtert Dohm die Beweggründe, die ihn zu seiner Abfassung veranlaßt haben. Er wollte beweisen, daß die drückende Verfassung, in der die Juden noch jetzt in vielen deutschen Städten leben, nur ein Ueberbleibsel der unpolitischen und unmenschlichen Vorurteile der finsteren Jahrhunderte, also unwürdig sei, in unseren Zeiten fortzudauern. Er werde sich glücklich schätzen, wenn es ihm durch seine Arbeit gelingen sollte, einen so beträchtlichen Teil des Menschengeschlechts glücklicher und für die deutschen Staaten brauchbarer zu machen. Hoffentlich werden die Fürsten nunmehr ihre Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand lenken, der ihnen bisher entgangen zu sein scheine und ihrer dennoch so würdig sei.

Mit überzeugendem Feuer, aber zugleich auch mit Besonnenheit nimmt er sich der Juden an. So sagt er zum

Beispiel: „Die jetzige judenfeindliche Politik ist ein Ueberbleibsel der Barbarei der verflossenen Jahrhunderte, eine Wirkung des fanatischen Glaubenshasses, die der Bildung unserer Zeit unwürdig, durch dieselbe längst hätte getilgt werden sollen . . . Unseren fest begründeten Staaten muß jeder Bürger willkommen sein, der die Gesetze beobachtet und durch seinen Fleiß den Reichtum des Staats vermehrt. Sie dürfen nicht, wie die zuerst durch Gewalt errichteten Herrschaften anderer Nationen, barbarisch und furchtsam zugleich, die Fremden verbannen und unterdrücken . . . Auch der Jude hat auf diesen Genuß der bürgerlichen Gesellschaft, auf diese Liebe Anspruch. Seine Religion macht ihn derselben nicht unwürdig, da er selbst bei strengster Befolgung derselben ein guter Bürger sein kann".

Um seine christlichen Zeitgenossen zu beschämen, hält er ihnen ein Spiegelbild der durch Fanatismus und Bosheit geschaffenen bürgerlichen Lage der damaligen deutschen Juden vor. So heißt es dort: „Eine große Menge Juden findet die Thore aller Städte verschlossen, wird von allen Grenzen unweigerlich zurückgewiesen, und ihr bleibt nichts übrig, als zu verhungern oder durch Verbrechen sich des Hungers zu erwehren. Jede Zunft würde sich entehrt glauben, wenn sie einen Juden zu ihrem Genossen aufnähme, daher ist der Hebräer fast in allen Ländern von den Handwerken und mechanischen Künsten ausgeschlossen. Nur seltenen Genies bleibt bei so vielen niederdrückenden Umständen noch Mut und Heiterkeit, sich zu den schönen Künsten nnd Wissenschaften zu erheben. Und auch diese seltenen Menschen, die darin eine hohe Stufe erreichen, sowie auch die, die durch untadelhafte Rechtschaffenheit der Menschheit Ehre machen, können nur bei Wenigen Achtung erwerben, bei dem Haufen machen auch die ausgezeichnetsten Verdienste des Geistes und Herzens den Fehler nie verzeihlich, Jude zu sein".

Mit wohlthuender Wärme und eindringlichsten Worten hebt Dohm die Vorzüge des jüdischen Charakters hervor, die danach angethan sind, daß seitens des Christentums den Juden gegenüber die jahrhundertelange Schmach endlich getilgt werde: ihren Familien- und Wohlthätigkeitssinn, ihren sittlichen Lebenswandel, ihren Patriotismus und ihre uralten Sitten, beziehungsweise ihre Anhänglichkeit an den Glauben ihrer Väter. Daß sie sich hauptsächlich dem Handel widmeten, rühre daher, weil sie auf diesen Erwerb durch die betreffenden engherzigen Gesetze ausschließlich beschränkt sind. „Mit der unbilligen und unpolitischen Behandlung der Juden", sagt er einmal, „werden auch ihre üblen Folgen verschwinden, und wenn man aufhört, sie auf eine Art der Beschäftigung zu beschränken, wird auch der nachteilige Einfluß derselben nicht so bemerkbar sein". Er verlangt deshalb von den deutschen Regierungen die vollständige Emanzipation der Juden; es dürfen keine entehrenden Unterschiede mehr geduldet, kein Weg des Erwerbs ihnen fernerhin gesperrt und von Seiten des Staats müßte ihnen die gleiche Liebe und Fürsorge, wie den christlichen Konfessionen entgegengebracht werden. Doch nicht allein die Fürsten, sondern auch die christliche Gesellschaft müßte angehalten werden, ihre Vorurteile und lieblosen Gesinnungen gegen die Juden aufzugeben: „Früh in der Jugend müßten sie schon gelehrt werden, die Juden wie ihre Brüder und Mitmenschen zu betrachten, die auf einem anderen Weg das Wohlgefallen Gottes zu erhalten suchen . . . Diese dem Geist der Menschenliebe und des echten Christentums so gemäßen Grundsätze ihren Gemeinden recht oft zu wiederholen, müßten die Prediger angewiesen werden, und wie leicht wird es ihnen sein, diese Anweisung zu befolgen, wenn der Geist der Liebe, der in dem Gleichnis des Samariters herrscht, ihr Herz erfüllt und wenn sie, wie die Apostel Christi, lehren, daß jeder aus allem Volk, der Recht thut, Gott angenehm sei".

Schon im Voraus beglückwünscht der Verfasser den Staat, der zuerst die Grundsätze der Toleranz und Gleichberechtigung bethätigt: „Er wird sich aus seinen eigenen Mitteln neue treue und dankbare Unterthanen bilden und wird seine eigenen Juden zu guten Bürgern machen, wenn er nur anfängt, sie als solche zu behandeln".

Mit großem Scharfsinn widerlegt der hervorragende Staatsmann alle Bedenken, die von den Antisemiten gegen die politische Emanzipation der Juden vorgebracht wurden. Ebenso wendet er sich mit besonderer Schärfe gegen alle, die behaupten, die Juden taugten nicht zum Kriegsdienst, sie seien deshalb Staatsbürger zweiter Klasse. Er weist vielmehr nachdrücklich darauf hin, daß sie zu allen Zeiten — auch nach der Zerstörung Jerusalems — tapfere Soldaten gewesen. Seine historischen Beispiele dürften noch heute von Interesse sein. „Unter den Ptolomäern", sagt er u. A., „erwarben sie sich in Egypten durch ihre Kriegsdienste die vorzüglichste Gewogenheit dieser Regenten und das Vertrauen, daß nur Juden die wichtigsten Festungen übergeben wurden." Dasselbe wird von den mazedonisch-syrischen Königen bemerkt. Auch unter der römischen Herrschaft, von den Zeiten des Pompejus an, erwarben die Juden durch ihre Kriegsdienste Zutrauen und Belohnungen. Cäsar selbst giebt Melo das Lob, daß sie in erster Linie in einer Schlacht dwider en Mithridates den Sieg bewirkt hätten, und mehrere Privilegien und ruhmvolle Erklärungen des römischen Senats sind die unwiderleglichen Beweise der Tapferkeit und Treue, die sie in den Kriegen bewiesen haben. Auch Antonius bediente sich jüdischer Truppen, und die, die Herodes ihm zuführte, bestanden aus 5 Kohorten Römern und 5 Kohorten Juden. Ebenso ungewöhnlich tüchtig waren die Kriegsdienste dieser Nation unter den heidnischen und christlichen Kaisern, bis endlich im Jahre 418 der König Honorius die Juden für unfähig erklärte, im Krieg zu dienen und damit ein Vorurteil begründete, das er selbst nicht ohne Bedenklichkeiten zu äußern wagte, das aber in den folgenden Zeiten tief genug gewurzelt ist und jetzt nicht ohne Mühe ausgerottet werden dürfte.

Nicht vom Philosophen von Sanssouci, Friedrich dem Großen, an den Dohm in erster Linie dachte, ging die befreiende That der bürgerlichen Gleichstellung der Juden aus, sondern vom Titus und Marc Aurel des 18. Jahrhunderts, von Kaiser Joseph II. Dohms Schrift war bereits beendet, als die Kunde zu ihm drang, daß im Sohn der fanatisch judenfeindlichen Maria Theresia ein Retter Israels entstanden sei. Seiner großen Freude und Befriedigung darüber gab er in seinem „Nachwort" Ausdruck, wo es u. a heißt: Die Bestätigung dieser Nachricht und die Billigung seiner Grundsätze von der aufgeklärten Regierung eines in jeder Absicht

so erhabenen Monarchen würden dem Verfasser äußerst schätzbar sein und ihm dafür bürgen, daß seine Untersuchungen ihn nicht unrecht geleitet haben. Wenn dieselben richtig sind, so dürften die K. K. Lande sich von der bürgerlichen Verbesserung der Juden vorzüglich erhebliche Vorteile verschaffen, da ihre Zahl in denselben so beträchtlich ist. Welch erhabene Wohlthätigkeit, so viele Menschen auch des Glückes der Gesellschaft ganz genießen zu lassen, und welch ein Vorteil für die Gesellschaft, sie auf einmal und mit soviel brauchbaren Gliedern zu vermehren."

In Preußen freilich verhallten diese humanen Worte des Humanitätspropheten fast wirkungslos, und fast ein Menschenalter dauerte es, bis endlich auch die preußischen Juden emanzipiert wurden; aber von Zeit zu Zeit tauchten immer christliche Herolde der Freiheit und Brüderlichkeit auf, die den Fürsten und Völkern, die die Kinder Israels bedrängten, ihr Mene Tekel zuriefen. Ein solch wackerer Vorkämpfer unserer Sache war der Patriot und freisinnige Politiker und Parlamentarier Hermann von Beckerath, der 1847 im ersten Vereinigten Landtag mit feuriger Beredsamkeit seine Stimme für die Juden-Emanzipation erhoben hat, auch bei anderen Anläßen als einer der wirksamsten und charaktervollsten Judenfreunde sich bewährend.

Anläßlich der Wiederkehr seines 100. Geburtstages am 13. Dezember sei namentlich auf seine glänzende Rede im Vereinigten Landtag aufmerksam gemacht, die die Anmaßungen und Thorheiten des sogenannten „Christlichen Staats" den Juden gegenüber geißelte.

Als der Entwurf einer Verordnung über die Verhältnisse der Juden dort zur Erörterung kam, wollte er an Stelle des ganzen Gesetzes einen einzigen Paragraphen gestellt wissen, der die völlige Gleichberechtigung der Juden mit den Christen in aller und jeder Beziehung ausspräche. Gelang es ihm aucht nicht, dafür die Mehrheit der Versammlung zu gewinnen, so machten seine Ausführungen einen tiefen und nachhaltigen Eindruck, nicht nur im Parlament, sondern auch im Lande und auf die Regierenden. Was er damals sagte, gilt noch heute und sollte an den maßgebenden Stellen beherzigt werden:

„Ein Gebiet giebt es, in das der Staat nicht eindringen kann, es ist dies das Gebiet der religiösen Ueberzeugung. Die religiöse Ueberzeugung, das Verhältnis des Menschen zu seinem Gott, liegt ganz außerhalb der Sphäre des Staats, sie ist ein geheiligtes Vorrecht des Individuums, sie ist das innerste Geheimnis der Seele, das kein sterbliches Auge zu durchdringen, das kein menschlicher Maßstab zu messen vermag."

„Die Aufgabe des Staats ist aber nicht nur, die Idee des Rechts zu verwirklichen, er soll auch die Form darstellen, in welcher ein Volk die allgemeine Bestimmung der Menschheit anstrebt. Die Idee der Menschheit ist also auch die höchste Staatsidee. Wie ist es aber mit der Idee der Menschheit vereinbar, daß die Menschenwürde auch nur in einem einzigen Individuum verkannt wird, wie ist es mit ihr vereinbar, daß ein Teil der Angehörigen von den Rechten des Staats ausgeschlossen wird, nicht, weil er dem Staatszwecke entgegenhandelt, sondern weil er sich über Dinge, die außerhalb der Sphäre des Staates liegen, eine Ueberzeugung gebildet hat, die der Ueberzeugung der Mehrheit der Staatsbürger oder der im Staate begünstigten Ueberzeugung nicht entspricht?"

„Das politische Recht, meine Herren, ist der edelste Besitz der Menschen; seine besten Kräfte bleiben unentwickelt, wenn er der sozialen Teilnahme am Staate entbehrt, und es kann nicht befremden, wenn sich bittere Empfindungen derjenigen bemächtigen, die das Vaterland lieblos zurückstößt. Die Woge des nationalen Lebens ergießt sich in diesem Augenblick belebend über unser Land; von ihr gehoben, blicken wir froh in die Zukunft, mit freudiger Hoffnung blicken wir auf unsere Kinder; denn wir vertrauen, daß sie dereinst in einem geordneten öffentlichen Rechtszustande die Früchte unserer Mühen und Kämpfe ernten werden. Was aber ist das Lebensgefühl dessen, der im Staate nur geduldet und nicht als Bürger anerkannt wird? In sich gekehrt, gedrückt, den Stachel der bitteren Kränkung im Herzen, geht er einher, er hört den Jubel, er kann aber keinen Teil daran nehmen, er muß sich schweigend hinwegwenden, für ihn bricht die bessere Zeit nicht an. Er ist sich seiner sittlichen Würde bewußt, er hat alle Pflichten gegen die Gesamtheit erfüllt, alle Lasten des Staats redlich getragen, und dennoch ist er ausgeschlossen, dennoch gilt er nur als Fremdling auf dem Boden, den nach Gottes heiliger Ordnung auch er seine Heimat, das Land seiner Väter zu nennen berechtigt ist. Kummer begleitet ihn bis an das Grab, und wenn er seine Augen schließt, tröstet ihn nicht wie uns der Gedanke, daß seine Kinder auch die Kinder des Vaterlands sind, sondern es quält ihn die Voraussicht, daß sie einer dunklen Zukunft entgegen gehen werden.

Und das alles sollte eine Folge, eine notwendige Folge des christlichen Staats sein? Es ist nicht möglich. Die christliche Religion ist die Religion der Gerechtigkeit, der Liebe, der edelsten Humanität. Wie sollte sie zur Lieblosigkeit, zu ungerechten und inhumanen Maßregeln führen können?

Die christliche Eigenschaft des Staats ruht nicht auf der Konfession, sie ruht auf dem Geist des Christentums. Der Geist des Christentums ist aber kein anderer, als der Geist der reinen Menschheit, der Geist der Liebe, der Geist der Freiheit. Das ist der rechte christliche Staat, der in allen seinen Anordnungen, in allen seinen Einrichtungen diesen Geist bewährt, der ihm Raum giebt, daß er überallhin sich frei entfalten kann; den Staat aber vermag ich nicht einen christlichen zu nennen, der diesen Geist in konfessionelle Schranken einzuengen sucht und von diesem beschränkten Standpunkt aus es gerechtfertigt hält, das Recht im Staate von dem religiösen Bekenntnis abhängig zu machen. . . .

Jahrhunderte lang ist unser Vaterland durch die unselige Vermischung des staatlichen und religiösen Lebens in Zwietracht und Drangsale gestürzt worden. Dreißig Jahre lang verwüstete ein mörderischer Krieg unsere Fluren, Deutsche standen als Feinde gegen Deutsche. Unserer Zeit ist es erst vergönnt, das Christentum über die Konfession hinaus in seiner geistigen, alles durchdringenden Wesenheit zu erfassen, und immer mehr befestigt sich die staatsbürgerliche Anschauung, die die Berechtigung im Staat nicht nach dem religiösen Bekenntnis abmißt.

„. . . Lassen Sie uns keinen, dem Gott das unvergängliche Siegel seines Ebenbildes auf die Stirn gedrückt hat, ausschließen aus dem Kreise menschlicher Berechtigung, lassen Sie uns keinem unserer Brüder darum ein Recht entziehen, weil er festhält an dem, was auch jedem von uns das Höchste ist, daß er Gott nach seiner Ueberzeugung dient!"

Die Psalmen.

Uebersetzt von M. A. K.

79.

Von Asaph.

Heiden sind ins Land gekommen,
Herr, sie haben frech entweiht
Salems heilge Herrlichkeit,
Deinen Tempel eingenommen.

Deiner Knechte Leichen liegen
Für das Feldgetier zum Fraß,
Um sie her ohn Unterlaß
Beutewitternd Geier fliegen.

Deiner Frommen Blut, in Bächen
Floß es um die heilge Stadt,
Die nicht Raum für Gräber hat —
Wer wird die Erschlagnen rächen?

Unsern Nachbarn sind zum Hohne
Wir geworden und zum Spott —
Willst du ewig, unser Gott,
Zornvoll eifern auf dem Throne?

Jene, die dich nicht erkennen,
Laß verspüren deinen Grimm,
Jene — mein Gebet vernimm —
Die nicht deinen Namen nennen!

Jakob haben sie verzehret,
Seine Wohnung wüst gemacht —
Nicht mehr sei hinfort gedacht
Alter Schuld, sie sei verjähret!

Komm entgegen mit Erbarmen
Und vergieb uns unsere Schuld,
Gott des Heils, erweise Huld
Deinetwillen an uns Armen!

„Sagt, wo ist ihr Gott?" So sprechen
Heiden. Willst du, die ihr Blut
Dir vergossen voller Mut,
Nicht vor unsern Augen rächen?

Laß sie leiden, was wir litten!
Alle Not und alle Schmach,
Herr, vergilt jetzt siebenfach
Denen, die mit uns gestritten!

Die Gefangnen, Herr, befreie,
Stärke, die dem Tod geweiht,
Daß dein Volk in Ewigkeit
Dankerfüllt dich benedeie!

80.

Von Asaph.

Der du über Cherubim thronest,
Israels Hirt, der uns sorglich geleitet
Als seine Herde, komm uns zu Hilfe,
Zeig deine Kraft uns wieder, dein Licht!
Stelle uns her im vorigen Glanze,
Lasse dein Antlitz über uns leuchten,
Zürne nicht länger dem betenden Volke,
Reiche uns ferner nicht Thränenbrot!
Lässest uns Thränen in Strömen vergießen,
Giebst uns unsern Nachbarn zum Spielball,
Machst uns für unsre Feinde zum Spott.
Stelle uns her im vorigen Glanze,
Lasse dein Antlitz über uns leuchten,
Schicke uns Hilfe, ewiger Gott!
Als einen Weinstock ausgehoben
Hast du uns aus der Egypter Lande,
Hast die Völker vor uns vertrieben
Und uns verpflanzt ins verheißne Land;
Hast uns den Boden sorglich gereinigt,
Bis wir gewurzelt, gefüllt das Land.
Unser Weinstock deckte die Berge,
Seine Zweige glichen den Zedern,
Streckten die Ranken bis zu dem Meere,
Streckten die Reiser zum Euphrat hin.
Warum hast du niedergerissen
Seine Zäune, daß ihn verwüsten,
Die des Weges vorüberziehn,
Daß ihn der Eber des Waldes zerstöret,
Und ihn die Tiere des Feldes beweiden?
Herr der Heere, kehre doch wieder,
Schaue vom Himmel auf deinen Weinstock,
Den deine Rechte gepflanzt, blick hernieder
Auf das Volk, das du dir erwählt hast!
Feuer hat den Weinstock versehret,
Und das Beil seine Zweige zerstöret,
Und dein Zorn hat dein Volk vernichtet.
Leg deine Hand auf den Mann deiner Rechten,
Auf den Menschensohn deiner Wahl!
Nimmer auch wollen wir von dir weichen,
Deinen Namen rufen wir an:
Stelle uns her im vorigen Glanze,
Lasse dein Antlitz über uns leuchten,
Schicke uns Hilfe, ewiger Gott!

81.

Von Asaph.

Harfe, Saitenspiel und Psalter,
Singet lieblich holde Weisen
Für den Herrn, den Allerhalter,
Ihr Posaunen sollt ihn preisen!

Also wills der Brauch der Väter,
Will es Israels Gebot,
Seit der Herr, der Wunderthäter,
Aus Egypten uns entbot.

*

„Als du in Ungewittern
Verzagend schriest zu mir,
Als du in Furcht und Zittern
Mich riefest, half ich dir.

Horch auf, mein Volk, ich zeige
Mich dir als deinen Gott,
Horch auf mein Volk und neige
Dich meinem Herrschgebot:

Nicht andre Götter sollet
Ihr kennen dort und hier,
Und wenn ihr beten wollet,
So betet nur zu mir!

Ich hab von dir genommen
Egyptens Sklaverei,
Von mir hast du bekommen
Der Gaben mancherlei.

Ich gab dir Trank und Atzung,
Hab jeden Wunsch erfüllt,
Und meine heilge Satzung,
Dir hab ich sie enthüllt.

Doch ungehorsam wandte
Sich Jakob von mir ab —
Mein Volk, mein Volk verkannte,
Was ich ihm Gutes gab.

In deinem Dünkel ließ ich,
Nach deinem Rat dich gehn —
Mein Volk, mein Volk verstieß ich,
Und wollts nicht wiedersehn.

Wär nicht mein Volk verblendet
Und kehrte es zurück,
Sein Schicksal wär gewendet
Und neu gebaut sein Glück.

Die feind sind meinem Volke,
Sie tilg ich aus der Welt,
Ein Blitz aus meiner Wolke
Hatte sie bald zerschellt.

Und dich, mein Volk, dich labt ich
Mit Honig, Weizen, Wein,
Mit aller Lust begabt ich
Dich, Israel, allein!“

82.

Von Asaph.

Von dem hohen Himmelsthrone
Steige, Herr, zu der Gemeinde;
Die Beleidger deiner Krone
Schilt sie, deines Rechtes Feinde:

„Wehe, ungerechte Richter,
Euer Frevel schreit um Rache,
Ihr beschützt die Bösewichter,
Schützt sie unter Gottes Dache!

Ratlos lasset ihr den Armen,
Ohne Hilfe bleibt der Schwache,
Bösen Herzens, ohn Erbarmen
Beuget ihr der Waisen Sache.

Wer, als Richter eingesetzet,
Auf des Reichen Stimme höret
Und des Dürftgen Recht verletzet,
Hat das Reich in Grund zerstöret!

Meint ihr, Gottes Kinder werde
Keine Sündenschuld verderben?
Tilgen will ich von der Erde
Eure Spuren, ihr sollt sterben!“

Steig herab, allgütger Vater,
Zeige dich dem Volk hienieden,
Sei dem Lande selbst Berater,
Gieb Gerechtigkeit und Frieden!

83.

Von Asaph.

Du darfst nicht schweigen, Herr, nicht ruhn;
Denn siehe, deine Feinde toben,
Die Hasser haben sich erhoben,
Verschwören sich zu listgem Thun.

Dem Gottesvolk in deinem Schutz
Drohn sie mit Untergang und Sterben,
Sie wollen Israels Verderben,
Und einig sind sie, dir zum Trutz.

Aus Jischmaels und Edoms Zelt,
Von Gebals Flur am Toten Meere,
Des Aschur und der Hagrim Heere,
Amalek, Moab ziehn ins Feld.

Philistervolk, die Söhne Lot,
Der Tyrer Schar, die Ammoniter —
Laß sie vergehn in Ungewitter
Und unbegraben sein im Tod!

Vernichte sie, den Fürsten gleich,
Die Gideon gefällt in Schlachten,
Als sie verwegnen Sinnes dachten,
Für sich zu nehmen Judas Reich!

Zu Asche mache sie und Staub!
Wie Feuer, das den Wald verbrennet,
Wie Flamme, die durch Buschwerk rennet,
Wie Sturmwind jagt das dürre Laub —

So schicke sie in Tod und Graus
Und füll ihr Angesicht mit Schande,
Verjage sie aus deinem Lande
Und lösch ihr Angedenken aus!

Erzittern sollen sie, zu Nicht,
Zu Spott und Schmach, zum Abscheu werden,
Gestehn, daß einzig du auf Erden
Erhaben sitzest zu Gericht!

Wochen-Chronik.

Wochen-	Januar 1902	Schewat 5662	Kalender.
Freitag	10	2	Sabb. Anf. 4,13.
Sabbat	11	3	וארא Sabb. Ausg. 5,3.
Sonntag	12	4	
Montag	13	5	
Dienstag	14	6	
Mittwoch	15	7	
Donnerstag	16	8	
Freitag	17	9	Sabb. Anf. 4,23.
Sabbat	18	10	בא Sabb. Ausg. 5,13.

Berlin, 5. Januar. (Berichtigung.) Wir erhalten folgende Zuschrift:

„Berlin, den 3. Januar 1902.

Sehr geehrte Redaktion!

Es ist nicht meine Art, auf Angriffe in der Presse zu antworten und würde ich auch im vorliegenden Fall es nicht thun, wenn ein Angriff gegen meine Person vorläge.

Zweck dieser Zeilen ist nur, Ihren Herrn Berichterstatter zu bitten, in Zukunft besser aufzupassen, da ich eine absichtlich falsche Wiedergabe meiner Worte nicht voraussetze.

Ich habe zum Schluß der öffentlichen Sitzung der Repräsentanten-Versammlung, wie ich genau zu wissen glaube, wörtlich gesagt: — — — „und in diesem Sinne wünsche ich Ihnen allen ein glückliches Neujahr und rufe denen, die hierher zurückkehren, ein herzliches auf Wiedersehen zu“.

Sie sehen, daß der Inhalt meiner Rede in Ihrer Berichterstattung über die Repräsentanten-Sitzung falsch wiedergegeben und die Bemerkung — ohne Ortsbestimmung — völlig überflüssig war.

Hochachtungsvoll
Louis Sachs.“

Selbstverständlich weiß Herr Louis Sachs unter allen Umständen besser als der Hörer, was er hat sagen wollen, und das ist das Wesentliche. Durch seine Richtigstellung wird auch die zusätzliche Bemerkung „ohne Ortsbestimmung“ gegenstandslos, was sie nicht gewesen wäre, wenn der Berichterstatter die Worte des Vorsitzenden in dessen Sinn verstanden und wiedergegeben hätte.

Berlin, 7. Januar. (Neue Reform-Synagoge.) Herr Rudolph Mosse, zur Zeit Vorsteher der hiesigen Reformgemeinde, will dieser eine Million Mark zur Errichtung einer neuen Synagoge im Westen der Stadt schenken.

Berlin, 8. Januar. (Neue Vortragsveranstaltung des Literaturvereins.) Der hiesige Verein für jüdische Geschichte und Literatur wird von Ende dieses Monats an jeden Sonntag Vormittag in einem noch zu bestimmenden großen Saal Vorträge halten lassen, die einzelne Abschnitte aus der jüdischen Geschichte und aus der Wissenschaft des Judentums gemeinverständlich behandeln, um das Wissen vom Judentum unter unsern Glaubensgenossen, den Erwachsenen wie den Heranwachsenden, zu verbreiten. Die Absicht der Veranstaltung findet ihren Ausdruck schon in der Wahl der in der neuen Vortragsreihe zu behandelnden Stoffe: Ueber das Deutschtum der Juden, den Talmud, die Bibel, die Nächstenliebe, die Juden im Welthandel, die Blutlüge, die altjüdische Sozialpolitik, den Tierschutz im Judentum, die jüdische Wissenschaft u. a. m. werden kundige Männer eine lernfrohe Hörerschaft belehrend unterhalten. Unter den Mitgliedern und Freunden des Vereins haben sich Männer in hinreichender Zahl gefunden, die Willens sind, ihr Wissen und ihre Lehrfähigkeit in den Dienst der Sache zu stellen.

Berlin, 8. Januar. (Stiftungsfest.) Der Verein Schomer laboker zur Unterstützung armer Leidtragender hat heute sein Stiftungsfest durch einen in der Alten Synagoge abgehaltenen Gottesdienst in herkömmlicher Weise gefeiert. Die Festpredigt hielt Herr Rabbiner Dr. Blumenthal, der das Psalmwort „hammaßkil dol“ zu Grunde legte und die von dem Verein vorzugsweise gepflegte sinnige Art des Wohlthuns pries, bei der der Geber nicht den Empfangenden, der Empfangende nicht den Geber kennt.

Berlin, 9. Januar. (Handwerks- und Ackerbauverein.) Die Gesellschaft zur Verbreitung der Handwerke und des Ackerbaus unter den Juden im preußischen Staat hielt gestern Abend im Beratungszimmer des Brüdervereins eine außerordentliche Generalversammlung ab. Herr Moritz Rosenow erstattete den Bericht der Neunerkommission, die im Frühjahr eingesetzt worden war, um die Thunlichkeit einer Verschmelzung mit dem ganz analoge Ziele verfolgenden Pankower Verein zu erwägen und im bejahenden Fall die Modalitäten einer solchen Verschmelzung vorzuschlagen, außerdem eine Revision der Statuten auszuarbeiten und dabei die Eintragung des Vereins vorzusehen. Die Verschmelzung ist nicht beliebt worden, vielmehr war man darin einig, daß die beiden Vereine freundlich nebeneinander bestehen und einander fördern können. Der vorgeschlagene Statutenentwurf wurde in erster Lesung teilweise beraten. Die Fortsetzung und zweite Lesung wird in einer späteren Versammlung erfolgen.

Berlin, 8. Januar. (Neuer Nationaljüdischer Verein.) An der hiesigen Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums hat sich bei Beginn des Wintersemesters ein Verein aufgethan, der sich „Nationaljüdischer Verein der Hörer an der Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums“ nennt. Der Verein erstrebt möglichst engen Zusammenschluß seiner Mitglieder und will wöchentlich je einen hebräischen Sprech- und Lese- oder Diskussionsabend über moderne jüdische Zeitfragen veranstalten. — Möge der Verein so lang blühen, wie sein Name ist.

Inowrazlaw, 3. Januar. (Nachruf.) Am 31. Dezember 1901 hat die Stadt, hauptsächlich aber die jüdische Gemeinde Inowrazlaw einen großen Verlust erlitten. Der Stadtverordneten-Vorsteher und Vorsitzende des Repräsentanten-Kollegiums in der jüdischen Gemeinde, Herr Kommerzienrat Julius Levy, ist im Alter von 62 Jahren in Frankfurt a. M. im Sanatorium plötzlich verschieden. — Noch in dieser Woche erhielt sein Stellvertreter im jüdischen Repräsentanten-Kollegium, Herr Hendelsohn von ihm einen Brief, in dem er mitteilte, daß er am 3., spätestens aber am 5. Januar hier einzutreffen denke, um die neugewählten Stadtverordneten, sowie die neugewählten Repräsentanten einzuführen.

Barby a. d. Elbe, 7. Januar. (Goldene Hochzeit.) Rentier E. Freudenberg hierselbst und seine Ehefrau Bertha,

geb. Fließ, feierten am 29. Dezember ihre Goldene Hochzeit. Mit der Ueberreichung der vom Kaiser dem Jubelpaar bewilligten Ehejubiläumsmedaille und der Ueberbringung der kaiserlichen Glückwünsche hatte der Herr Oberpräsident der Provinz Sachsen den Herrn Rabbiner Dr. Rahmer in Magdeburg betraut.

Paris, 28. Dezember. (Neuwahl zum jüdischen Konsistorium.) An Stelle des verstorbenen Eugène Manuel wurde fast ohne Opposition der Staatsrat Camille Lyon zum Mitglied des Jüdischen Central-Konsistoriums von Frankreich gewählt.

Gothenburg in Schweden, 27. Dezember. (Frau Dr. Fürstenberg.) Die hiesige jüdische Gemeinde hat durch den Tod der Frau Fürstenberg, der Gattin des Dr. Pontus Fürstenberg einen großen Verlust erlitten. Die Verstorbene hat den größten Teil ihres Lebens den Armen und Unglücklichen gewidmet. Sie hat zum Andenken an ihren Vater, Eduard Magnus, ein Altenheim errichtet und hat viele Jahre hindurch als Vorsitzende des Jüdischen Frauenvereins auf das segensreichste gewirkt. Während ihrer langen und schweren Krankheit hat König Oskar sich wiederholt nach dem Befinden der Frau Dr. Fürstenberg erkundigen lassen, und auf die Nachricht von ihrem Ableben hat er sofort dem trauernden Ehemann ein Beileids- und Trosttelegramm gesandt. Auch die Kronprinzessin von Schweden hat aus Karlsruhe ein Beileidstelegramm geschickt. Dr. Fürstenberg ist der einzige Mann in Schweden, den die Universität Upsala zum Ehrendoktor gemacht hat.

London, 5. Januar. (Rabbiner Bernard Spiers.) Nach langem Leiden, das ihn jedoch nicht gehindert hat, bis zum letzten Tag seinen Amtspflichten nachzukommen, ist der Dajan Rabbiner Bernard Spiers in hohem Alter gestorben. Er war am letzten Montag Tags über im Beth Din beschäftigt gewesen, danach ins Beth Hamidrasch gegangen und am späten Abend heimgekehrt, und in der Nacht zum Dienstag ist er an Herzschwäche verschieden. Die Juden Londons und Englands haben in dem Verstorbenen sehr viel verloren. Er vereinigte in seiner Person den Geist strenger Orthodoxie und westlicher Kultur aufs glücklichste und war deswegen wie wenige geeignet, als Mitglied eines modernen Beth Din zu fungieren. Trotz der vielfach damit verbundenen Beschwerden hat Dajan Spiers alle Vorschriften der orthodoxen Observanz auf das gewissenhafteste erfüllt, war aber allezeit tolerant gegen solche Glaubensbrüder, die in Wort und That andere Grundsätze bekannten. Rabbiner Spiers war in Schleschin in Polen geboren, hat mit zwanzig Jahren die Rabbinerwürde erlangt und zuerst in einer Privatgemeinde in Posen als Rabbiner und Prediger amtiert. Von dort aus kam er vor 45 Jahren nach England. Hier war er anfänglich Religions- und Talmudlehrer an verschiedenen Schulen; er war der erste, der in den Talmudthora-Klassen in englischer Sprache unterrichtet hat. 25 Jahre lang hat er diese Klassen geleitet, durch seine vorzügliche Vortragsweise zahlreiche Schüler angezogen und gefesselt und die Unterrichtsanstalt beliebt gemacht. Rabbi Spiers studierte mit seinen Schülern mehrere vollständige Traktate des Talmud, den Kommentar Raschis, das Sepher Hachinuch, die Jad Hachasaka des Maimonides, die Sprüche der Väter, Bibelexegese und noch verschiedene ähnliche Werke. Die von ihm zur Feier des Abschlußes eines Talmudtraktats veranstalteten Festlichkeiten — Sijum — waren immer sehr zahlreich besucht, und alle Teilnehmer waren stets von neuem entzückt von den geistreichen Vorträgen des Rabbi Spiers. Im Juli 1876 wurde B. Spiers zum Dajan der United Synagogue gewählt; er hat dieses Amt ebenfalls 25 Jahre lang mit gewissenhafter Treue und zum Segen der Gemeinde ausgeübt. Im Beth Hamidrasch hat der Verstorbene als Bibliothekar gewaltet und verschiedene englische und deutsche Kataloge der reichen Bücher- und Manuskriptsammlung herausgegeben. Auch verschiedene eigene Werke hat Rabbi Spieß veröffentlicht, u. A. eine Sammlung von Vorträgen über „Die Jurisprudenz im Talmudtraktat Baba Bathra", „Das 8. Buch von Maimonides", „Das Schulsystem im Talmud", einen Band Predigten und Talmud- und Midraschaufsätze in hebräischer Sprache. Ein Buch „Ueber die Pflichten des jüdischen Weibes" ist nur für privaten Gebrauch gedruckt worden. Rabbi Spiers hat in englischer, deutscher, hebräischer Sprache und im Jargon gleich fließend gepredigt. Er hat wiederholt an Stelle des auf Reisen befindlichen Chiefrabbi in der großen Synagoge Sabbat- und Festpredigten gehalten, aber auch in anderen Synagogen, auch in kleinen Ostend-Gebethäusern gepredigt. Zu der Beerdigung des allgemein betrauerten frommen Gelehrten war fast die gesamte jüdische Geistlichkeit Londons und einige Rabbiner aus der Provinz erschienen, viele Gelehrte und Wohlfahrtsvereine hatten Abordnungen geschickt, und außer den geladenen Gästen erwies ein nach Hunderten zählendes Trauergefolge dem Dahingeschiedenen die letzte Ehre. Der Chiefrabbi Dr. Adler hat die Grabrede gehalten.

Petersburg, 2. Januar. („Decadence".) Der Petersburger literarische und Künstlerklub hatte die Absicht, das antisemitische Tendenzen enthaltende Theaterstück „Decadence" des französischen Dramatikers Guinon zur Aufführung zu bringen. Die hiesige Polizei hat diese Aufführung für Rußland verboten, weil sie fürchtet, daß es dabei zu Demonstrationen und Ruhestörungen kommen könnte.

Personalnachrichten und kleine Mitteilungen. Die nächste Versammlung der Wissenschaftlichen Vereinigung jüdischer Schulmänner zu Berlin findet Samstag, den 11. d. M., abends 8 Uhr, im Vereinslokal Königstraße 29 statt. Auf der Tagesordnung steht 1. der Bericht über den Verbandstag (Ref. Koll. Hanff), 2. Neuwahl des ersten Schriftführers, 3. Diskussion über die Thesen des Koll. Dr. Kellermann. Gäste sind herzlich willkommen. — Am Sonntag, 5. d., beging der Verein ehemaliger Schüler der Knabenschule der Jüdischen Gemeinde zu Berlin das zweite Stiftungsfest in der Philharmonie, Bernburgerstraße 22. Die Veranstaltungen des Vereinsvorstands waren in allen Teilen vorzüglich gelungen. Die etwa 800 Teilnehmer wurden durch mannigfaltige musikalische und dramatische Vorträge namhafter Künstlerinnen und Künstler unterhalten. Ein aus Mitgliedern des Vereins bestehender, von Herrn Max Baer geleiteter Gesangverein erfreute durch vortreffliche Leistungen. Während der Kaffeetafel begrüßte der erste Vorsitzende Herr Dr. Lachmann die Festteilnehmer. Den Beschluß machte fröhliches Tanzen. — In Posen ist Herr Justizrat Dr. Levinsky zum Vorsteher der Stadtverordnetenversammlung gewählt worden. — Herr Julius

Valery in London ist im Alter von 91 Jahren gestorben. — Herr Henry Lumley, Vorstandsmitglied der Anglo-Jewish Association, ist in London gestorben. — In Jerusalem starb der durch seine große Wohlthätigkeit allgemein beliebte Salomon Friedmann.

Spinnen und Fliegen.

Kulturhistorische Erzählung von Gregorij Bogrow.

(Fortsetzung.)

„Auf die zahmen Katzen etwa, die Pan Wirginski hineingelassen hat?" höhnte einer der Stutzer, auf einen betrunkenen, dicken Pan zeigend, der auf das Geländer des Balkons sich lehnte.

„Spotte nicht, Jan. Wir werden sehen, wie du mit der schwarzen Bärin fertig wirst."

„Große Sache! — Kasimir, du bist heut in der rechten Stimmung nicht. Was fehlt dir?"

„Ich werde wohl zu viel getrunken haben."

„Unsinn! Du bist nicht bei Laune, weil du zu wenig getrunken hast. He, Mundschenk! Drei Maß her!"

„Kasimir, offenbare dich deinen Freunden — wie stehen die Sachen mit . . . mit Panna Wanda?" frug der erste junge Mann lächelnd.

„Ueber solche Dinge spricht man selbst mit Freunden nicht."

„Weißt du? mich an deiner Stelle würde der vertrauliche Umgang der Panna Wanda mit . . . mit jenem . . . Russen verletzt haben."

„Fehlte mir gerade! Ha, ha, ha! Auch ein Nebenbuhler! Ha, ha, ha!"

„Lache nicht, Freundchen!" mischte der andere Freund Kasimirs sich in die Unterhaltung. „Da kennst du die Weiber schlecht. Es ist ein kapriziöses Völkchen und spielt dir bisweilen Streiche, daß einem Hören und Sehen vergehen."

„Höre, Kasimir! Ich begreife deinen Vater nicht, auf Ehre. Wie kann er in unsere edle Gesellschaft einen Kosakensohn, einen Landstreicher, einen Kleinbürger, einen Lakaien führen! Das ist eine Beleidigung für uns alle, auf Ehre!"

„Was ist zu thun? Diese Ehre haben wir dem Pater Benediktus zu verdanken. Er protegiert ihn, weil Chmielnicki die Jesuitenschule besucht hat und Pater Benediktus in seinem Schüler eine Fülle von Verstand, Charakter u. s. w. u. s. w. entdeckt haben will. Und, wie ihr wißt, tanzt mein Vater nach Pater Benediktus Pfeife, und nun protegiert er auch diesen Lümmel, obwohl er ihn im Herzen haßt und verabscheut."

„Und warum jagt er ihn nicht fort?"

„Ich habe dir's ja schon gesagt: er ist der Protegé des Geistlichen meines Vaters, des Pater Benediktus."

„Ist es nur das?" bemerkte ein anderer Freund des jungen Potocki. „Mir will es scheinen, daß hier die Gewalt Panna Odas deinen Vater beeinflußt."

„Nun, ist es denn nicht ein und dasselbe? Unsere Weiber wirken durch die Pfaffen und die Pfaffen wirken auf uns durch die Weiber. Das sind von jeher die treuesten Verbündeten gewesen."

„Siehe, sieh doch Kasimir, welche wütende Blicke Panna Oda auf Panna Wanda wirft, als wollte sie sie verschlingen. Wenn die schwarze Bärin morgen so wütend sein wird, wie Panna Oda, dann werde ich nichts schaffen. Ha, ha, ha!"

„Ich bewundere meinen Vater", sagte Kasimir achselzuckend. „Was findet er denn Verlockendes an dieser alten Kokette? Ich an seiner Stelle würde mir schon etwas Jüngeres ausgesucht haben."

„Na, Pater Benediktus würde schön aufmucken, wenn man seine Verbündete kränkte. Schau, wenn man den Wolf nennt, kommt er gerannt. Da tritt er gerade zu deinem Vater."

In der That; in diesem Moment schlenderte der Geistliche des Potockischen Hauses, Pater Benediktus, schleichenden, ruhigen Schrittes einher. Er war ein langes, bewegliches Skelett von unbestimmter Statur, von Kopf bis Fuß schwarz gekleidet. Auf seinem entblößten Haupt war kein einziges Haar zu sehen. Sein längliches, schmales Gesicht hatte eine helle, safrangelbe Farbe. Die stechenden grauen Augen enthielten etwas Fürchterliches, Krokodilenhaftes. Die farblosen Lippen verliehen dem glattrasierten Gesicht einen Ausdruck tiefer Zerknirschtheit und seelischer Ruhe zugleich.

„Mein Sohn", wandte er sich an den alten Potocki mit einschmeichelnder Stimme, „haben Sie mit Bogdan gesprochen?"

„Ja, mein Vater", antwortete Potocki kurz.

„Nun?"

„Ich kann Ihnen nichts Gewisses sagen."

„Ich höre, mein Sohn."

„Sie begreifen wohl, mein Vater, daß es mir nicht leicht wird, diesem . . . diesem gewöhnlichen Menschen irgend welche schmeichelhafte Vorschläge, Versprechungen oder dergleichen zu machen. Er kennt sich ohnehin fast nicht mehr."

„Er beträgt sich sehr anständig. Oder sind Sie, mein teurer Sohn, etwa auf Widerstand gestoßen?"

„Nein. Das ist es nicht. Ich habe ihm gestern zu verstehen gegeben, was seiner harrt, wenn er zum Katholizismus übertreten wollte, und da antwortete er mir so zweideutig, daß ich ganz konfus wurde. Er ist ein falscher und vorsichtiger Mensch!"

„Eben deshalb, mein Sohn, eben darum brauchen wir ihn! Mir sagt das Herz, daß er gefährlich ist. Und indem wir eine so gefährliche Waffe auf unsere Seite ziehen, gewinnen wir doppelt: wir erwerben eine neue und dem Feind entziehen wir seine letzte Kraft."

„Um dem Feind die letzte Kraft zu entziehen, giebt es noch ein anderes Mittel, ein zuverlässigeres, bewährtes . . ."

„Was für ein Mittel?"

„Auf den Galgen mit diesem russischen Hund!" zischte Potocki, den Pater verlassend und dem schlummernden Wir-

ginski sich nähernd. Der Pater schickte ihm einen wütenden Blick nach, seine Lippen verzogen sich zu einem teuflischen Lächeln.

„Schämen Sie sich, meine Tochter!“ flüsterte er dann der Panna Oda zu, und seine unheimlichen Augen versenkten sich tief in die ihrigen, während seine Lippen süß lächelten.

„Was habe ich denn verbrochen, mein Vater?“ fragte Oda mit bebender Stimme.

„Sie verstehn nicht, sich zu beherrschen und schaden sich und uns. Sehen Sie denn gar nicht, daß Ihren feurigen Blicken, gerichtet dahin, wo sie nicht sollen, die ganze Gesellschaft folgt, und daß Ihr . . . Ihr Freund es schon gleichfalls bemerkt? Sind Sie ein junges Mädchen, das sich nicht zu beherrschen vermag?“

„Verzeihen Sie, mein Vater, ich war schwach.“

„Schwächlinge brauchen wir nicht! Hüten Sie sich; ich warne Sie zum letzten Mal!“ schloß Pater Benediktus süß lächelnd und lenkte seine Schritte nach jener Ecke, wo Wanda und Chmielnicki standen.

Den Pater bemerkend, entließ Wanda den jungen Menschen und ging dem Geistlichen entgegen.

„Meine Tochter!“ begann der Pater mit ununterbrochenem Lächeln, „störe ich?“

„O nein, mich kann niemand stören, selbst Sie nicht, mein Vater — verzeihen Sie diese Offenheit.“

„Seelsorger stören nie und niemand; sie bessern nur und Besserung thut allen not, selbst einer so stolzen Dame, wie Panna Wanda.“

„Mich bessern?!“

„Ach ja, meine Tochter.“

„Ich weiß aber an mir nichts . . .“

„Die schwersten Sünden sind die, die der Mensch begeht ohne Zweck, ohne Not, ja nicht einmal unter dem Einfluß einer entschuldbaren Leidenschaft. Wahrlich, das heißt dann seine heiligsten Pflichten verletzen und mißachten.“

„Ich verstehe Sie nicht, Pater Benediktus,“ und das stolze Mädchen warf keck den Kopf zurück und errötete bis über die Ohren.

Seine Nachbarin an der Hand fassend und mit der Rechten nach dem in der Ferne emporragenden „Pinte-Wald“ zeigend, um so etwaige Beobachter glauben zu machen, daß zwischen ihm und dem Mädchen nur über die Landschaft unterhandelt werde, führte Pater Benediktus das Mädchen in einen abgelegenen Winkel des Balkons und, ohne seinen Blick von der Perspektive abzuwenden, flüsterte er in einem Ton, der dem Zischen einer Schlange frappant ähnlich war:

„Zwischen Ihnen, meiner Tochter, der vornehmen Katholikin, Panna Wanda Wischnewiecka, und dem russischen Kosakensohn, dem namenlosen Ketzer, liegt eine weite Kluft, die durch alle persönlichen Vorzüge des jungen Stallmeisters nicht überbrückt werden kann.“

„Was meinen Sie damit, mein Vater?“

„Daß es unschicklich ist, einen unbedeutenden Menschen an sich zu locken und ihm den Kopf zu verdrehen. Sie verletzen dadurch die Anderen und schaden ihm selbst. Das ist eine schwere Sünde!“

„Mein Vater!“ sagte Wanda mit erzwungenem Lächeln. „Sie nennen ihn einen Ketzer und nehmen an ihm trotzdem warmen Anteil; ist das keine Sünde?“

„Sie sind ein wenig vorschnell in Ihrem Urteil, Panna Wanda. Ich nehme auch an einem Ketzer Anteil, wofern ich Hoffnung habe, ihn dem Verderben zu entreißen und auf den Pfad der Wahrheit zu führen. Sie aber schaden meinem gottgefälligen Vorhaben. Sie haben mich doch verstanden, meine Tochter?“

„Vollkommen. Sie wollen nicht, daß ich Panna Oda betrübe“, bemerkte Wanda lachend.

„Jawohl, ich wünsche es nicht!“ zischte Pater Benediktus und sah das Mädchen mit seinen Krokodilsaugen so durchbohrend an, daß Wanda erblaßte. Süß lächelnd nickte er ihr zu und trat an die Seite. —

Allein geblieben, schwankte Chmielnicki einen Augenblick und näherte sich dann Panna Oda. Diese beobachtete von der Seite jede seiner Bewegungen, und als sie sah, daß er sich ihr nähern wollte, wandte sie den Kopf nach der entgegengesetzten Richtung.

„Daniello!“ winkte Panna Oda einem stattlichen Jüngling, der sich gerade mit einigen Backfischen unterhielt, „kommen Sie doch her, mein Lieber“.

Seinen Nachbarinnen eine Verbeugung machend, wandte der Angerufene sich graziös zu Panna Oda. Es war dies ein hübscher, sechzehnjähriger Knabe, mit klugem, ernstem Gesicht und tiefschwarzen Augen, und einfach, aber überaus geschmackvoll gekleidet.

„Daniello!“ sagte Panna Oda mit süßem Lächeln, während ihre Finger liebkosend das Kinn des Jünglings berührten. „Für die morgen stattfindende Jagd ernenne ich Sie zu meinem Pagen.“

„Zu meinem tiefsten Bedauern, erlauchteste Panna, kann ich von dieser Ehre keinen Gebrauch machen.“

„Warum, mein Lieber?“

„Mein Vater hat mir verboten, an der Jagd, die ich — ich gestehe es — über alles liebe, nicht allein unmittelbar teilzunehmen, sondern selbst da gegenwärtig zu sein, wo andere jagen.“

„Pfui! Welch ein Despotismus, welch eine unverzeihliche Kaprize!“

„Mein Vater, edle Panna, ist weder despotisch noch kapriziös!“

„Aber was für ein vernünftiger Grund könnte da angegeben werden, um einem Kind das allerunschuldigste Vergnügen zu rauben und ihn in seinen ritterlichen Neigungen zu stören?“ (Fortsetzung folgt.)

Brief- und Fragekasten.

Herrn Dr. E. B. in B. Besten Dank für die freundlichen Worte. Ich habe kein Verdienst dabei. Ich habe nur gethan, was mir natürlich war. Daß ich die Gelegenheit dazu hatte, betrachte ich als ein Glück, für das ich Dank weiß. — Herrn M. K. in B. Dank für die freundliche Anerkennung. — Herrn Dr. E. F. in B. Dank für den guten Rat, der befolgt ist. — Herrn Prof. Dr. Th. in F. Vielen

Dank. Ihr Wunsch soll erfüllt werden. — Herrn L. L. in F. in L. Schönsten Dank für die Sendung an Frau A. und für die Bekundung Ihrer freundlichen Gesinnung. — Herrn Dr. S. in C. Ganz gewiß! Besten Gruß. — Herrn W. N. in F. Ich bin Ihnen für die Mitteilung Ihrer Zustimmung sehr verbunden. Den vorgeschlagenen Besuch kann ich nicht machen. — Herrn F. H. in G. a. R. Ich habe mich über Ihre Karte sehr gefreut. Vielen Dank. — Herrn F. B. in W. Wo ist der Bericht geblieben? — Herrn A. P. in K. Ich habe von Ihnen nichts gehört und nichts gesehen. Erlauben Sie, daß ich staune.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: M. A. Klausner, für den Inseratenteil: F. Burkhardt in Berlin.

Druck und Verlag von Arthur Scholem, Berlin C., Roßstraße 3.